

Rainer Maria Rilke: Weltinnenraum

Von Elisabeth von Schmidt-Pauli

„Schwer ist zu Gott der Abstieg.“ (Briefe aus Muzot¹ 54.)

Der Weg nach Innen.

Im Jahre 1918, als ich Rainer Maria Rilke kennen lernte, durchlebte er jene traurige zehnjährige Zeitspanne, in der seiner Seele Grund verschüttet war und kein Laut aus ihr hervorbrach. Er führte damals in München im vierten Stock der Ainmillerstraße 34 eine „Wartezimmer-Existenz“, wie er sie nannte. Als ich nun eines Tages in sein geräumiges Atelier eintrat, — lehnte er knabenhaft und schmal an seinem kleinen Biedermeier-Bücherschrank und hielt Maeterlincks Buch über das kluge Pferd in der Hand. Er war ergriffen über diese Enthüllung der Tierseele und zog die Schlußfolgerung für die verhüllten, unerhörten Möglichkeiten der Menschenseele. Denn er rief mir ganz erregt zu: „Sehen Sie ... irgendwo in unserer Tiefe muß ja der Punkt sein, an dem wir alles wissen, alles können, alles sind und mit allem im Zusammenhang stehen. Wir sollten es nur ganz ernst nehmen und in unsern Grund hinabsteigen, um diesen Punkt zu finden.“ Ich fühlte sogleich, wie sich beim Aussprechen dieser Worte in Rilke eine Wandlung vollzog, die ihm „alle Maße umstellte, so, daß sie plötzlich in die Tiefe gingen“.

Diese Richtung nach innen war ja schon so schrittfroh begonnen worden. In der ersten Jugend, aus der sein Stundenbuch — das Liebeslied an Gott — aufgeklungen war:

Ich geh' nur immer auf Dich zu
mit meinem ganzen Gehn;
denn wer bin ich, und wer bist Du,
wenn wir uns nicht verstehn?

Aber nun schien im Geröll dieser Verschüttung kein Weg mehr frei zu liegen in die Tiefe hinab auf Gott zu. Und auch an Rilke bewahrheitete sich die allgemein menschliche Erfahrung, daß in Zeiten des Leidens die Versuchung die Türe offen findet. So eigenartig es klingen mag, die Versuchung für diesen losgelösten pilgernden Sänger waren damals Zerstreuungen, in die er sich aus Verzweiflung über seine verstummte Seele flüchtete. Da waren die unzähligen Teetische in München, die dem Heimatlosen Heimatlichkeit vorzauberten. Da waren die Vielen, die sich aus seiner Tiefe Trost stahlen und an denen Rilkes geistiges Wissen sich beweisen konnte. Da stapelten sich Briefe und häuften sich Besuche. Und wenn Rainer Maria Rilke sich auch mit der Gewissenhaftigkeit eines Seelsorgers den sich ihm anvertrauenden Seelen zuwandte — so fühlte er selber deutlich, daß alles dieses ihn vom Eigentlichen seiner Berufung abzulenken vermochte. „Mehr als je wird mir jedes Mitteilen zur Rivalität

¹ Briefe aus Muzot. Von Rainer Maria Rilke. Hrsg. von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber. Leipzig 1935, Inselverlag.

der Leistung, wie es ja wohl bei jedem der Fall wird, der mehr und mehr nur noch Eines meint und daher gebend, sei's nach innen oder außen, diese ausgibt, das Gleiche, Eine.“ (Briefe aus Muzot 17.) Und „dieses macht mir immer mehr alle die Wohnplätze unmöglich, wo Menschen mir so lieb werden könnten, daß ich gegen sie freudig und vielfältig übergehe. Die Rivalität zwischen Umgang und Arbeit hat sich mir während der Kriegsjahre fast unerbittlich herausgestellt...“ (Briefe aus Muzot 9.)

Der Ausruf von seinem Bücherschrank aus machte mich nun zur Mitwissenden seiner neuen Wendung zum Innen. Und obgleich wir nicht mehr darüber sprachen, fühlte Rilke von diesem Augenblick an die Forderung meiner Seele an die seine. So schrieb er wenige Monate später, als ich schwer erkrankt war, wie zur Beruhigung: „Gute Freundin und Schwester Elisabeth! Nicht jeden Tag, aber ab und zu fasse ich mich um acht zu Ihnen zusammen, was jetzt um so eher möglich ist, als ich um diese Stunde fast immer allein und zu Hause bin; endlich bin ich soweit, das Ausgehen abzusagen, mit ganz seltenen ungesellschaftlichen Ausnahmen, und damit ist auch eine größere Festigkeit in mir entstanden, nur wenige Menschen bei mir hereinzulassen. Ist das ein Fortschritt? Sie sagen: ‚Ja, Nicht wahr!‘ — Ich habe nun den Ehrgeiz, bis zu Ihrem Kommen, liebe Freundin, meine Beschäftigtheit und Zusammenfassung recht gut zu befestigen. Loben Sie mich noch nicht. Aber dann, wenn ich's verdiene.“ (Januar 1919.) Und am 13. Februar 1919 schrieb er abermals: „Daraufhin kommt nun sofort ein Radler, dieser graue, — gute Schwester Elisabeth! [Wir nannten meine Botschaften an Rilke meistens ‚rote Radler‘ und seine an mich, wegen seines blauen Papieres: ‚blaue Radler‘. — Diesemal aber war es ein graues Papier.] Auf die Nachricht, daß Sie wieder ausgehen, hab' ich schon sehr gewartet, daß der erste Ausgang so unfeierlich schien, muß Sie nicht beirren, es gibt jetzt nur nach innen zu erfreulichere Schritte. Aber die zu machen, ist viel, viel schwerer, als so ein erster Ausgang! Das erfahre ich jetzt, der ich, bei genauester Abgeschlossenheit (von wenigen Momenten abgesehen) noch nicht weiter bin, als da ich mein nach innen gewendetes Régime begann.“

Dieses „Régime“ war eine Bereitung zum Empfang der Gnade, die von Rainer Maria Rilke immer erwartet wurde: „Obgleich mir eigentlich immerfort mehr Beistand zuteil wird, als ich — wenn das Ergebnis vorgezeigt werden soll, — verantworten kann. (Ach, verehrte Freundin, die Un-Unmengen Hilfe, die ich schon im Leben verbraucht habe! Ist solcher Aufwand erlaubt?)“ (Briefe aus Muzot 9.) Dennoch legte er einmal, während ich neben seinem Schreibtisch saß, sein kleines Papiermesser in die Ritze zwischen dem Filzbezug des Schreibtisches und dessen Holzumrahmung und sagte tieftraurig vor sich hin: „Wer weiß, ob Gott mich nicht ebenso in irgend eine Ritze hat fallen lassen und mich nun vergißt...“ Dieser schreckhafte Gedanke, ein für allemal von Gott aufgegeben und vergessen zu sein, wurde immer wieder von der Erwartung übertönt: doch noch von Gott einen Wink zu erhalten. Er wanderte durch eine Prüfung, welche die Mystiker „Sécheresse d'âme“ nennen. Und die

Liedzeile, mit der Rilke das Requiem für einen Freund, Wolf Graf von Kalckreuth, beschloß:

Wer spricht von Siegen? — Überstehn ist alles!

mußte sich jetzt an ihm bewähren. Denn Gottes Licht schien ihm nicht mehr — und sein Seelengrund war im Dunkel. Gottes Stimme sprach nicht mehr zu ihm — und sein Seelengrund war stumm.

Eines Tages aber — urplötzlich — wurde Rainer Maria Rilke von einem treibenden Wind des Geistes angehaucht. Er ließ — zum wievielten Male? — alles hinter sich und begab sich, der Stimme gehorchend, in die Schweiz. Dieses war ein Wagnis ins Ungewisse. Denn er hatte damals weder Beziehungen zu diesem Lande, noch hatte er Mittel, um sich dort niederzulassen. Im Gehorsam gegen die Stimme, die ihn trieb, wollte er seine Bereitschaft zeigen. Und nun suchte er die Bedingungen zu einer tiefen Einsamkeit. „Langes, langes Alleinsein, womöglich für immer.“

Es war zwischen Rainer Maria Rilke und mir verabredet worden, daß er mich im Falle einer Abreise benachrichtigen würde, damit wir Abschied nehmen könnten. Als ich am Tage seiner Abreise, von einer innern Gewißheit getrieben, von Oberstdorf aus in seiner Münchner Wohnung antelephonierte, sagte seine Haushälterin Rosa mit ganz verweinter Stimme: „Herr Doktor ist abgereist.“ Sie legte Rilke diesen Titel immer bei, obgleich er ihn nicht hatte. Ich fragte: „Aber warum hat Herr Rilke mich nicht angerufen?“ Rosa antwortete: „Herr Doktor hat gemeint, daß Sie von selber wüßten, wenn er vorüberfährt, und ganz bestimmt am Bahnhof sein würden.“ In diesem Falle hatte das Treffen im Weltall versagt — zu meinem eigenen Kummer.

Meine Briefe kamen — nach Rilkes Fortgang von der Erde — wohlverschnürt, nach Daten geordnet und mit meinem Namen überschrieben, zu mir zurück. Er hatte ja testamentarisch festgelegt, daß seine Briefe alle veröffentlicht werden könnten. So hatte er auch sorgsam und liebevoll meine Briefe, vielleicht als Ergänzung zu den seinen, aufgehoben.

Der erste Brief, den ich ihm damals in die Schweiz nachsandte, beruhigte mich jetzt, da ich nur noch um das ewige Schicksal meines Bruders besorgt bin, weil der heilige Name Jesu Christi zwischen uns lebte:

Oberstdorf, Pfingsten 1919.

Mein Bruder Rilke!

Alles war Glorie heute morgen. Ich wußte, daß ich mit meinem Herzen alles, alles greifen konnte — und ich hatte es über das Meer hinaus weitgemacht. — Warum sollen wir nicht alles erhalten? Warum nur etwas? Es war gut, daß die Töne der Orgel in der Dorfkirche immer wieder ausglitschten, sie schrienen sich in Gott hinein — wie ich — die ich vor Vielem nichts mehr sagen konnte. Aber eigentlich habe ich es doch wohl alles gesagt und alles erbeten. Vor allem die Liebe. Nicht nur bis so weit, als wir sie fassen — nein — bis an den Rand des Heiligen Geistes. Und dann das Kommen des Reiches. Gesprochen mit dem fassenden, rufenden Adveniat!

Und auf einmal wußte ich, daß sie und ich „den Himmel zu tun“ hätten. — Ich weiß nicht mehr, ob ich es gesagt habe, oder ob der Heilige Geist es mir sagte. Wenn ich es gesagt hätte, so hätte ich mich ausgelassen und nur Sie gemeint. Aber nun sollen wir beide. Nichts anderes, als „den Himmel tun“. Sollten wir nicht einmal Jesus Christus finden? Auch alle beide? Ich habe eingewendet, wir seien noch nicht so weit, o wir hätten noch nicht angefangen, vielleicht hätten wir Ihn das eine oder das andere Mal mit Seinem schweren Kreuz gesehen. Sie wüßten Ihn besser — viel besser als ich. Aber vielleicht auch nicht ganz. — Aber darauf bekam ich keine Antwort, nur daß Sie und ich den Himmel zu tun hätten. — Ob das Andere uns nun erlassen ist? Ob wir es später weitermachen sollen? Ich weiß es nicht, Bruder Rilke — ich weiß es nicht. Aber nun denken Sie —: daß wir den Himmel zu tun haben! Wollen wir ihn gut tun — ganz tun — schön tun — über uns hinaus tun? Wollen wir ... wollen wir?

Schwester Elisabeth.

Auf diesen und einen zweiten Brief aus Schweden, in dem ich ihm mitteilen konnte: „Aber Sie haben doch vielleicht nicht gewußt, daß ich die Freude empfangen hatte, oder haben Sie mitgezittert? Ich habe Gott noch lange nicht so tun können, wie ich wollte — aber bitte seien Sie beruhigt, die Freude war auf der Welt“ — kam nun die Antwort von Rilkes Aufenthalt in der Schweiz:

Soglio (Bergell, Graubünden) Schweiz, am 14. August 1919.

Dieser Freudenberg, Schwester Elisabeth, von dem Sie atemlos herunterlaufen in meine Ihnen immer weitoffene Erwartung hinein, — dieser Freudenberg ist offenbar höher als alles, was ich hier vor mir habe, — sein Gipfel ist im Göttlichen dauernd eingeglänzt, und so freue ich mich, Sie voller Segen zu wissen und voll innerlichen Auftrags! Daß Ihnen vieles gelänge, und, herrisch gelänge, in demjenigen Geiste, in dem es Ihnen auferlegt worden ist. An der jetzigen Welt ist alle Arbeit vergebens, die sich anpassen mag; das rein Andere muß ihr vorgestellt werden, und ob es gleich in einer andern Sphäre zuhause ist, muß man's in sie hinab- und hineinrücken, ihr einpflanzen und einheimaten, selbst gegen ihren Willen. Und das wissen Sie ebensogut wie ich, man wiederhole sich's nur immer wieder, daß Paktieren keinen Sinn hat an dieser Wende. Nicht von Mensch zu Mensch und nicht im Großen und vollends nicht innerhalb der Auseinandersetzungen mit sich selbst.... Den ganzen Brief lang habe ich es vermieden, von Eindrücken zu sprechen. Selbst wenn diese Landschaft weniger eklektisch wäre, ich vermöchte keine aufzunehmen. Spanien war der letzte „Eindruck“. Seither wird meine Natur von Innen getrieben (*travail repoussée*), so stark und beständig, daß sie nicht mehr „eingedrückt“ werden kann. Aus alledem mögen Sie verstehen, was ich mir für den Winter erhoffe. Den Anfang jener endlich irgendwie gewährten Zurückgezogenheit, für die ich jetzt erst das vollkommenste Gewissen hätte, so sehr man anderseits für die Menschen da sein müßte. Ich wäre ja dann erst recht, unendlich viel endgültiger und vorhaltender. Wünsche, Grüße!

Bruder Rilke.

Es dauerte noch zwei Jahre, bis seine Führung durch die Hand eines Mäzens ihm mitten in der großartigen Landschaft des Wallis ein seit Jahrhunderten verrammeltes Burghaus „Muzot“ aufschloß. Nun war es ja wirklich so, als ob Gott Seinen Dichter von allem fort in die äußerste Einsamkeit dieses Bergtales gerufen hätte, um sich ihm wieder zu nahen. Äußerer und innerer Weg hatten sich angeglichen. Ein Suchen hier — ein Suchen dort. Äußere und innere Landschaft entsprachen sich. Der gewaltige Niedersturz der Berge unter dem verheißungsvollen Himmel in das breite aufnehmende Tal — und der Niedersturz des Erlebens von den Firnen der Seele unter dem Strahl ewigen Lichtes in die Bereitschaft der Worte. Äußere und innere Beruhigtheit gingen ineinander über. Und aus der kristallklaren Ruhe hebt sich die Stimme der Sicherheit: „Wenn ich in mein Gewissen schaue, sehe ich nur ein Gesetz, unerbittlich befehlend: mich in mich selbst einschließen und in einem Zuge diese Aufgabe beenden, die mir im Zentrum meines Herzens diktiert wurde. Ich gehorche. Denn Sie wissen es, hier wandelnd, habe ich nur das gewollt. Und ich habe keinerlei Recht, die Richtung meines Willens zu ändern, bevor ich den Akt meiner Aufopferung und meines Gehorsams beendet habe.“ (Briefe aus Muzot Nr. 2.)

Während Rainer Maria Rilke den Weg der Aufopferung und des Gehorsams ging, flog ein Blatt von mir zu ihm, das ihm jene Aufgabe für die Zukunft zudachte, die ich am meisten für ihn erhofft hatte: „Aber als ich nun so ganz verloren war — in und außer mir — ging Weihnachten auf. Es kommt auch zu Ihnen, Bruder Rilke. Denn — wissen Sie noch — als wir den Punkt suchten, wo wir alles wissen, alles können — alles sind? Den Punkt, der doch irgendwie da ist!? Ich weiß seit einigen Tagen von diesem Punkt. Es ist der ‚Kontaktpunkt‘ — wo das Ewige sich uns einschaltet. Das Ewige ist ja immer da. Aber wir sind nicht immer da. Wenn wir es doch verstünden! Wir könnten ja immer alles haben: ‚Alles ist euer.‘ Jetzt weiß ich, daß Jesus Christus uns zu Göttern machen wollte. Daß Er uns sagen, lehren, befehlen wollte, uns in die ewigen Kreise der Möglichkeiten hineinzulegen. Vielleicht werden Sie Ihn eines Tages verkünden müssen. Wozu spart Er Sie sonst auf? Oder Er ruft Sie zu Weihnachten wie mich — und sagt: Heute könnte es anfangen! Die Geburt des Lichtes nämlich, das uns zersprengt. (Der Kontakt in Permanenz.)“ (Kiel, 9. Dezember 1921.)

Nein — Rainer Maria Rilke hat Ihn nicht verkündet. Er hat Ihn nur im Spiegel rätselhaft und verwischt erschaut.... Aber den Weg, den Jesus Christus unserer Seele gezeigt hat — diesen Weg hat der Dichter auf allen Saiten seiner Harfe gesungen. Und dieses Lied ist heute noch für so viele der Lockruf, vorzudringen in die Tiefe der eigenen Seele.

Vom Wesensgrund.

„Nirgends, Geliebte, wird Welt sein als innen.“ (Siebte Elegie.)

Aus der Tiefe, in die der Dichter hinabtauchte, rief er auch die, die aus der Ferne ihm folgten. So schrieb er mir: „Könnt' ich Ihnen doch etwas, feingepulvert, etwas von der Gelassenheit und Gleichmütigkeit ins Couvert

einlegen, zu der ich mich diesen Sommer immer wieder, nach so viel innerer Bewegung, mit Erfolg, zwingen... Und Sie, Schwester Elisabeth, gönnen Sie sich nun die tiefen, ruhigen Gründe von alledem. Lassen Sie sich aus den Strömungen hinunter, dorthin, wo die Tiefe: Heimkehr ist — Unterkunft — Ausgleich..., und kommen Sie dann mit neuen Kräften wieder ins Handeln und Hoffen“ (Muzot, 23. August 1924). Was mußten diese Worte mir und allen Freunden bedeuten, die wir sein rastloses Suchen und den Unfrieden seiner Seele mit durchlebt hatten. Also war der Dichter wirklich angelangt in einer Tiefe, die Heimat und Ausgleich ist.

Das Lauschen. In diesem Seelengrund muß sich ja erlebnishaft die Zugehörigkeit der Seele zu zwei Welten offenbaren. So erhört sie lauschend Gottes Stimme, die von der Schöpfung, von außen, zu ihr eindringt. Und auch jene göttliche Stimme, die in leisen Flutwellen Ewigkeit an den Strand der Seele spült:

Stimmen, Stimmen. Höre, mein Herz, wie sonst nur Heilige hörten.

...Nicht, daß Du Gottes erträgest

Die Stimme, bei weitem. Aber das Wehende höre,

Die ununterbrochene Nachricht, die aus Stille sich bildet. (Erste Elegie.)

Und hörend geworden, nach außen und innen hin, befindet sich die Seele in jener Mitte ihrer eigenen beiden Welten — in ihrem Seins-Grund.

Das reine Sein. Von hir aus hat sie teil am Außen wie am Innen — am Sichtbaren wie am Unsichtbaren — am Vergänglichen wie am Unvergänglichen — am Irdischen wie am Göttlichen. Ihre beiden Lebenssphären runden sich zu einer Einheit. Und wie sie mit ihrem Fühlen hineinreicht in alles, was ihr von außen entgegentritt, reicht sie auch ahnend hinüber in die Weite der göttlichen Welt. Von diesem Tiefenerlebnis erzählt der Dichter: „So ausgedehnt das ‚Außen‘ ist, es verträgt mit allen seinen siderischen Distanzen kaum einen Vergleich mit den Dimensionen, mit der Tiefendimension unseres Innern, das nicht einmal die Geräumigkeit des Weltalls nötig hat, um in sich fast unabsehlich zu sein... Mir stellt es sich immer so dar, als ob unser gebräuchliches Bewußtsein die Spitze einer Pyramide bewohne, deren Basis in uns (und gewissermaßen unter uns) so völlig in die Breite geht, daß wir, je weiter wir in sie niederzulassen uns befähigt sehen, desto allgemeiner einbezogen erscheinen in die von Zeit und Raum unabhängigen Gegebenheiten des irdischen, des, im weitesten Begriffe, weltischen Daseins. Ich habe seit meiner frühesten Jugend die Vermutung empfunden (und hab' ihr auch, wo ich dafür ausreichte, nachgelebt), daß in einem tieferen Durchschnitt dieser Bewußtseinspyramide uns das einfache Sein könnte zum Ereignis werden, jenes unverbrüchliche Vorhanden-Sein und Zugleich-Sein alles dessen, was an der oberen ‚normalen‘ Spitze des Selbstbewußtseins nur als ‚Ablauf‘ zu erleben verstattet ist.“ (Briefe aus Muzot 91.)

Einzig allein aus diesem Seins-Grund, in dem die Strömungen von Ewigkeit und Zeit sich einen, steigt alles menschlich Große empor: das Leben —

die Liebe — das Werk. Ist es nicht die Offenbarung aller Offenbarungen, daß das Himmelreich inwendig in uns ist? Und Rainer Maria Rilke hat wohl darum gelebt, um uns diese tröstliche Wahrheit in unserer Sprache noch einmal einzusingen. Aber wie selten sind die Augenblicke, in denen wir in jenes innere Himmelreich gelangen, das schon teilhat am großen Himmelreich Gottes. Und dennoch sind wir nur berechtigt, von hier aus — also aus dem Sein und nicht von der Spitze der Pyramide — aus dem Ablauf — Bleibendes zu schaffen. Wann aber sind wir im Wesentlichen — im Seins-Grund angelangt, so sehr, daß unsere aufsteigenden Worte und Taten noch das Ewige in sich tragen?

Wann aber sind wir? Und wann wendet er
an unser Sein die Erde und die Sterne?
Dies ist's nicht, Jüngling, daß du liebst, wenn auch
die Stimme dann den Mund dir aufstößt, — lerne
vergessen, daß du aufsangst. Das verrinnt.
In Wahrheit singen, ist ein andrer Hauch.
Ein Hauch um nichts. Ein Wehn in Gott. Ein Wind.

(III. Sonett an Orpheus.)

Wie ein Wehn in Gott, ein Wind, berührten uns die Februar 1922 aufsteigenden Lieder der Sonette an Orpheus und der Duineser Elegien, von deren Entstehen der Dichter sagt: „Elegien und Sonette unterstützten einander beständig —, und ich sehe eine unendliche Gnade darin, daß ich, mit dem gleichen Atem, diese beiden Segel füllen durfte, das kleine rostfarbene der Sonette und der Elegien riesiges weißes Segeltuch.“ (Briefe aus Muzot 106.)

Diese Gesänge waren uns Kunde genug, daß Rainer Maria Rilke immer tiefer in seine Tiefe gelangte. Und es ergriff uns die Angst, er würde sich dazu bekehren, nicht mehr aufsteigen zu wollen ins Handeln und Hoffen — sondern übergehen in die Ruhe des ewigen Seins. Und so ist es auch wirklich am 29. Dezember 1926 geschehen.

Der Tod. Sobald wir aber den Tod in jener Tiefe ahnten — wo er eben die andere Seite unseres Lebens ist —, hatten wir Rilke als Todverkünder verstanden. Denn er hatte ja seit jeher verkündet, daß der Tod ein organischer Tod sein sollte. Ein notwendiger Übergang aus dem schon immer weiter gewordenen Himmelsraum unserer Tiefe in das endgültig „Offene“. Der Gehorsam gegen die göttliche Erlaubnis, nun dem „Geschlossenen“, dem Raum des Irdischen, den Rücken zu kehren, um nur noch ins Freie und Weite zu schauen.

Und er gehorcht, indem er überschreitet. (V. Sonett.)

Das Gebet des Stundenbuches, Gott möge doch den Menschen einen Todverkünder senden — hatte sich am Dichter selber erfüllt. In seinen Duineser Elegien ist er so sehr der Todbejager geworden, daß wir durch ihn die erlösende Tat Christi am Tode besser verstehen. Da Christus ja Tod und Leben — die zwei Seiten des Lebens — aneinanderheilte, um uns das ganze Leben wieder heil zu schenken.

„Lebens- und Todesbejahung erweist sich als Eines in den ‚Elegien‘. Das eine zugegeben ohne das andere, sei, so wird hier erfahren und gefeiert, eine schließlich alles Unendliche ausschließende Einschränkung. Der Tod ist die uns abgekehrte, von uns unbeschiedene Seite des Lebens: wir müssen versuchen, das größte Bewußtsein unseres Daseins zu leisten, das in beiden unabgegrenzten Bereichen zu Hause ist, aus beiden unerschöpflich genährt.... Die wahre Lebensgestalt reicht durch beide Gebiete, das Blut des größten Kreislaufs treibt durch beide: es gibt weder ein Diesseits noch Jenseits, sondern die große Einheit, in der die uns übertreffenden Wesen, die ‚Engel‘, zu Hause sind.“ (Briefe aus Muzot 106.)

Aber Lebendige machen
alle den Fehler, daß sie zu stark unterscheiden.
Engel (sagt man) wüßten oft nicht, ob sie unter
Lebendigen gehn oder Toten. Die ewige Strömung
reißt durch beide Bereiche alle Alter
immer mit sich und übertönt sie in beiden. (Erste Elegie.)

Aus dieser Einheit — diesem Doppelbereich — erheben sich die großen Einsichten von Rainer Maria Rilkes letztem Werk.

Mag auch die Spiegung im Teich
oft uns verschwimmen:
Wisse das Bild.

Erst in dem Doppelbereich
werden die Stimmen
ewig und mild. (IX. Sonett an Orpheus.)

Wie sehr hat Rainer Maria Rilke in das Reich des Todes hinübergeschaut, als er jene unerhörten Todeserlebnisse in den Duineser Elegien besang. In einem seiner kühnsten Gedichte: „Seele im Raum“ (in den Gesammelten Werken, Bd. III unter Letzte Gedichte) läßt er uns sogar den Sturz — den Absturz — in die Ewigkeit mitvollziehen:

Wag' ich's denn, werf' ich mich?

Um aufgefangen zu werden von ewiger Umarmung:

O, wie durchgehn sich die großen Umarmungen.

So hatte Bruder Rilke irgendwie im „weltischen“ Dasein den Punkt gefunden, „an dem wir alle sind und mit allem im Zusammenhang stehen“.

Die Liebe: Der Lebensatem unseres tiefsten Seins ist nur noch Liebe. Und da sie Hauch vom Hauche Gottes ist, haben wir durch sie teil an Gottes Weisheit und Allmacht. Das Wort des hl. Augustinus: „Die Liebe weiß es“, kann auch vertrauensvoll weitergesprochen werden in: „Die Liebe kann es“. Denn sie allein ist jener Punkt, „wo wir alles wissen und können“. Ihr Umfang reicht von der Seele aus in zwei Welten: in die göttliche und in die irdische Welt. Beide umarmend, eint die Liebe sie in ihrem Gefühl. Doch das Tod-Erlebnis: die endgültige Erlaubnis „zu

fühlen mit nichts als Himmeln“ — kann die im irdischen Körper lebende Seele nicht vorwegnehmen. Immer wieder muß sie aus ihrem tiefen Grunde — an den sie nur in seltenen Augenblicken gelangt — aufsteigen, um ihre Aufgabe am Irdischen zu erfüllen, durch die Zuwendung der Liebe an Menschen und Erde.

Bei der Zuwendung der Liebe an die Menschen spricht Rilke oft vom „genau sein“, und er verkündet immer wieder, daß alles, was wir einander aus innerster Genauigkeit zu-denken — zu-meinen — innerlich zu-rufen, notwendig die andere Seele trifft. Er dichtete dieses nicht nur, sondern er lebte es. Er lebte es uns vor mit jener Gründlichkeit, in der er seine Intensität bändigte.

Im Glauben an die innewohnende Kraft der Seele, die ihren Äußerungen den Weg durch das Weltall bahnt, schrieb er mir einmal, als eine meiner Freundinnen ihm Blumen hingelegt, aber ihn selber nicht angetroffen hatte: „Nun versichern Sie ihr nur, daß nichts verloren geht, Sie wissen das ja so gut wie ich; auch die Lotosblumen, sicher, haben irgendwie zu mir hingewirkt, so ungenau sind wir ja doch nicht, wenn wir einmal Gründe haben, einander zu meinen, — in diesem Meinen selbst ist ja schon das Leitendwerden des ganzen Weltraumes mitenthalten und miterfahren.“ (24. März 1921.) Und als ich Rilke einmal geschrieben hatte, daß ich auf meinen vielen Fahrten an ihn gedacht hätte, antwortete er: „Wie ich es vielleicht auch als Mitteilung würde empfunden haben, wenn Sie nur auf die Sommerwiesen würden hinausgesehen haben aus Ihrem 87000sten Zug.“ (24. Mai 1921.)

Dieses Leitendwerden des Weltalls klingt immer wieder als Motiv in den Gesängen auf. So im Requiem:

Wer kennt den Einfluß, der von unserm Handeln
hinüberspringt in eine nahe Spitze,
und wer begleitet ihn, wo alles leitet?

So ist auch zwischen uns das Weltall leitend geworden. Einmal schreibt Rilke am Tage nach seinem Geburtstag:

Chateau du Muzot sur Sierre (Valais), Suisse, am 5. Dezember 1922.

Meine liebe Schwester Elisabeth, daß Sie an den 4ten gedacht haben! Das dürfen Sie glauben, daß ich an der Genauigkeit und Gültigkeit Ihrer Segens-Gedanken und Wünsche gestern keinen Augenblick gezweifelt habe. Ich sah Sie sehr deutlich, und es hat alles schön und freundlich gestimmt von Ihnen zu mir! — von mir zu Ihnen nur dieses mindeste dankbare Wort heute ... von Herzen, Ihr Bruder Rilke.

Was Rainer Maria Rilke von der Liebe sagt, ist seine persönliche Erfahrung des Wortes, daß der Glaube Berge versetzt, da ja im Glauben immer die Liebe enthalten ist. So lebte er wahrhaftig mit denen, die er liebte, „in der Gnade der unsichtbaren Beziehung“².

Gemeinsam hatten wir — wach und bewußt — erlebt, wie die Tore

² Worte von Papst Gregor IX.

unserer Zeit sich öffneten, um die Menschheit aus dem Zeitalter des Logos hinüberzulassen in das Zeitalter des Heiligen Geistes — in das Zeitalter der Beziehungen —, als in ein Neuland. Den Heiligen Geist wußten wir ja als die ewige Liebes-Beziehung zwischen Gott Vater und Gott Sohn — als Urgrund jeder Bezogenheit. So bekräftigte ich im März 1923 dem Bruder Rilke gegenüber diesen Glauben:

„Ich höre und staune: Überall in Vorträgen über Atomistik und Physik ist die Rede von Relationen, ‚Konstanz der Relationen‘ (Gott sei Dank, Konstanz der Relationen!). So viel, daß wir nichts anderes als fest-stehend hinnehmen, als eben unser ursprünglichstes Erlebnis der Relation. Relation zwischen Subjekt und Objekt. Zwischen dem Stern, der vor zwei Millionen Jahren schien, und unserem Auge, das sein Licht heute trifft... Zwischen den Elektronen unter sich und dem Kern, den sie umkreisen. Zwischen allem Relation. Zwischen allem Beziehung. Wäre das nicht ein Zeichen, daß ‚unser‘ Zeitalter des Heiligen Geistes anhebt?“ (Kiel, 2. März 1923.)

Und aus dem XII. Sonett an Orpheus kommt die Antwort:

Heil dem Geist, der uns verbinden mag;
denn wir leben wahrhaft in Figuren,
Und mit kleinen Schritten gehn die Uhren
neben unserm eigentlichen Tag.

Ohne unsern wahren Platz zu kennen,
handeln wir aus wirklichem Bezug.
Die Antennen fühlen die Antennen,
und die leere Ferne trug...

Ja, es baute sich ein ganzes Seelen-Universum vor Rilkes Augen auf — entstanden aus lauter Beziehungen und Schwingungsintensitäten. Und da es sich notwendig nach außen auswirkt, so wird die ganze Schöpfung durch unsere innere Liebeswelt mitbedingt und gewandelt. „Da die verschiedenen Stoffe im Weltall nur verschiedene Schwingungsexponenten sind, so bereiten wir, in dieser Weise, nicht nur Intensität geistiger Art vor, sondern wer weiß, neue Körper, Metalle, Sternnebel und Gestirne.“ (Briefe aus Muzot 105.)

Gerade weil Rainer Maria Rilke tief innen wußte, welche Wunderwelten die Liebe zu schaffen vermag, klingt durch alle seine Lieder das Leid, daß wir die Liebe noch nicht gelernt haben und unzulänglich sind, ihre großen Möglichkeiten zu erfahren. In den Duineser Elegien wird diese „Un-
genauigkeit“ unserer Liebe zur Elegie:

...Ach, wen vermögen
wir denn zu brauchen? Engel nicht, Menschen nicht... (Erste Elegie.)

Und immer von neuem tönt die Klage auf, daß sogar die Liebenden das Lieben noch nicht vollziehen:

Treten Liebende
nicht immerfort an Ränder, eins im andern,
die sich versprochen Weite, Jagd, und Heimat? (Vierte Elegie.)

Innenwelt und Außenwelt.

„Das alles war Auftrag. Aber bewältigtest du's?“

Bezogenheit: Wie eigentümlich berührt uns aber, als wir, nachdem wir jahrelang gewartet hatten auf das neue Lied, vom Dichter Ende 1922 in seinen Elegien zuallererst die Worte hörten:

Sind wir vielleicht hier, um zu sagen: Haus,
Brücke, Brunnen, Tor, Krug, Obstbaum, Fenster, —
höchstens: Säule, Turm ... aber zu sagen, versteh's,
o, zu sagen so, wie selber die Dinge niemals
innig meinten zu sein.

Wir könnten statt: „Sind wir nicht hier, um zu sagen“, setzen: Sind wir nicht hier, um zu „lieben“. Denn wie soll Wesentliches gesagt werden, wenn es nicht zuvor geliebt wurde. Und wenn es geliebt wurde, wird es zuinnerst ausgesprochen. Geheimnis irdischen und ewigen Wortes. Denn das ewige Wort atmet die Schöpfung aus Liebe aus, indem es sie hinausspricht aus Gott — und atmet sie wieder aus Liebe ein, um sie hineinzusprechen in Gott. So atmet auch Gott-ebenbildlich der Dichter die Schöpfung aus seiner Seele aus, wenn er sie in menschlichen Worten singt, und atmet sie ein, indem er sie aufnimmt in sein innerstes Wesen, damit sie im Unvergänglichen ruhe. Wort muß die Schöpfung werden im Dichter. Und innerstes Wort will sie schließlich werden in einem jeden von uns. Aber das wird sie nur, wenn wir sie liebend hineingenommen haben in uns, um sie innig — d. h. innerlich — zu machen. Ist es nicht das Größte, daß wir vollziehen können, etwas aus dem Sichtbaren zu ergreifen, um es hinabzutragen in das Unsichtbare unserer Seele? „Denn das Sichtbare währt ja nur Augenblicke. Das Unsichtbare aber bleibt ewig“ (2 Kor. 4, 18). So ist uns die Macht gegeben, das Vergängliche der Schöpfung dadurch, daß wir es in uns aufnehmen, unvergänglich zu machen. Und diese verewigende Aufgabe an der Erde erkennend, sagt Rilke: „Wir sind die Bienen des Unsichtbaren. Nous butinons éperdument le miel du visible, pour l'accumuler dans la grande ruche d'or de l'Invisible.“ (Briefe aus Muzot 106.) Im Unsichtbaren unserer Tiefe ist die Beruhigkeit aller Unruhe. Ruhe aus Gottes ewiger Ruhe. Weil dort kein Vergehen mehr, sonden nur Währen ist.

Wir sind die Treibenden.
Aber den Schritt der Zeit,
nehmt ihn als Kleinigkeit
im immer Bleibenden.

Alles das Eilende
wird schon vorüber sein;
denn das Verweilende
erst weiht uns ein. (XXII. Sonett.)

Aufgabe an der Erde: So hat Rainer Maria Rilke den Entschluß gefaßt, auch der Erde mit aller Zuwendung zu dienen, um ihr Bestand und Ruhe zu verleihen im Seelengrund:

Erde, ist es nicht dies, was du willst: unsichtbar
in uns erstehn? — Ist es dein Traum nicht,
einmal unsichtbar zu sein? — Erde! unsichtbar!
Was, wenn Verwandlung nicht, ist dein drängender Auftrag?
Erde, du liebe, ich will. (Neunte Elegie.)

Wenn also wirklich die ganze Schöpfung seufzend darauf harrt, durch die Kinder Gottes aus der Knechtschaft des Vergänglichen frei zu werden (Röm. 8, 19—22), so hat Rainer Maria Rilke dieses Seufzen tief innerlich gehört und verstanden. Aber die Erfüllung einer solchen Aufgabe an der Kreatur kann nichts Da-Seiendes leicht nehmen. Darum schreibt der Dichter: „Jenes ‚Schwernehmen‘ des Lebens, von dem meine Bücher erfüllt sind, ist ja keine Schwermütigkeit..., jenes Schwernehmen will ja nichts sein, nicht wahr? als ein Nehmen nach dem wahren Gewicht, also ein Wahrnehmen; ein Versuch, die Dinge mit dem Karat des Herzens zu wägen, statt mit Verdacht, Glück oder Zufall. Keine Absage, nicht wahr?! keine Absage; oh, im Gegenteil, wieviel unendliche Zustimmung und immer noch Zustimmung zum Dasein!“ (Briefe aus Muzot 34.)

Die Zuwendung zu den Dingen ist ja gleichzeitig eine Liebesrichtung auf Gott zu. Wirklich scheint es so, als wollte Gott seine herrliche Schöpfung in jedem von uns noch einmal bejaht, geliebt und umfassen wissen. Als wollte er sie in unsere Seele — in der neuen Belichtung unseres Erkennens — verwandelt erschauen. So sammeln wir andauernd die zerstreuten Silben des großen Wortes in das eine Wort unserer innersten Liebe — und sprechen es in das Ewige Wort zurück. Wir sammeln die zerstreuten Klänge der Schöpfung und heben sie auf die Saiten unserer Seele, um Gott die ganze Melodie vorzuspielen.

Er möchte sich wiedergewinnen
aus seinen Melodien.
Da komm ich zu seinen Knien:
und seine Lieder rinnen
rauschend zurück in ihm. (Stundenbuch.)

Das Währen: Der Auftakt unseres geschwisterlichen Wanderns im Erdenland war veranlaßt durch meine Klage über das „Vergehen“ aller Intensitäten. Und das erste Wort, das ich vom Dichter erhielt, noch bevor ich ihn kannte, Weihnachten 1917, war: „‚Vergehen‘, nein, das fürcht’ ich nicht, denn wozu wäre in allem Erlebnis der Augenblick da, der uns die Masse umstellt, so daß sie plötzlich in die Tiefe gehen, wo er unaufhörlich ist. Das ist heute mein Weihnachten, daß ich mir dieses unbeschreibliche Bleiben alles wahrhaft Gewesenen vorstelle, wozu hat es uns ergriffen, als um des Innern willen, damit wir dort inniger werden? Und was vergeht, vergeht doch erst, wenn wir’s ihm abgenommen haben, zu sein.“

Ich war damals schon erschüttert über das Vertrauen auf die souveräne Gott-ebenbildliche Macht unserer Seele, die bestimmen kann, was in ihr wahren soll oder was sie vernichtet, „indem sie es ihm abnimmt zu sein“.

Das letzte Wort des Dichters an mich war noch einmal der Hinweis in jene Tiefe und deren Mitte, als Beziehungspunkt, auf den alles von uns je Geliebte unabänderlich gerichtet bleibt. Es war eine Antwort auf die Frage, warum der Dichter so lange nicht geschrieben hatte: „Weil ich überzeugt war, daß nichts die Zuwendung der Schwester Elisabeth verschieben könne, es sei denn, sie geriete so weit ins Mittlere, daß der Ausdruck ‚Wendung‘ überhaupt keinen Sinn mehr hätte, von ihrer überallhin bezogenen Mitte aus. Und das wäre ja denn erst recht keine Abwendung von Ihrem Bruder Rilke.“ (Letzter Brief aus Muzot.)

Zwischen diesen beiden Worten liegt der Weg, den ich aus Nähe und Ferne schauen durfte. Und ich erlebte, wie der Auftakt unserer irdischen Begegnung in jene großen Rhythmen des in den Tod hinabstürzenden Lebens und seiner aufbrechenden Melodie übergang. Immer noch zittert die Lebenslust unseres Weltinnenraumes von Rilkes Ruf und Lockung in die Tiefe.

Die Aufgabe ist groß — warum sie verkleinern? Unsere Möglichkeiten sind unermesslich — warum sie nicht auswirken? Unsere Tiefe ist unergründlich — warum nicht in sie hinabsteigen? Es wäre der Mühe wert, sich auf den Weg zu machen.

Richtung zur Tiefe: Warum aber der Weg in jenen Himmelsraum von Rainer Maria Rilke niemals mit „Höhe“, sondern immer mit „Tiefe“ bezeichnet wird, liegt eben daran, daß ihm das Ewige alle Maße umgestellt hat. Was wir hier Kleinheit nennen, ist dort Größe; was wir hier Höhe nennen, ist dort Tiefe. Was wir hier Tiefe nennen, ist dort Höhe. Unsere tiefste Tiefe ist also von Gott aus gesehen der Gipfel unserer Höhe.

Der Ausklang der Duineser Elegien — also der Ausklang seines Werkes überhaupt, besingt die Richtung des Hinab, der der Dichter selber schon folgte:

Aber erweckten sie uns, die unendlich Toten, ein Gleichnis,
 siehe, sie zeigten vielleicht auf die Kätzchen der leeren
 Hasel, die hängenden, oder
 meinten den Regen, der fällt auf dunkles Erdreich im Frühjahr.
 (Zehnte Elegie.)

Und in einem andächtigen Weihnachtsbrief (Briefe aus Muzot 73) — wo wir ihn als Knieenden vor dem Geheimnis verlassen — deutet er das Nieder-Knieen, dem der Körper in seiner Schwere folgt — als Ausdruck unseres Niederstieges in unsere Tiefe, von der allein wir zu Gott reden können. Für den Knieenden sind also die Maße umgestellt, und so „gehört er bereits zu jener Welt, in der Höhe — Tiefe ist, — und wenn schon Höhe unserem Blick und unsern Apparaten unermesslich bleibt: wer ermäße die Tiefe?..“